

Unsichtbare Schätze

Womöglich sind es die spitzesten Kirchtürme Europas. Und immer stehen Tirols Kirchen und Kapellen an landschaftlich unübertrefflicher Stelle, vervollkommen das Bild durch ihre kühne Gestalt, ergeben mit Gebirgsformationen, Vegetation, Flussläufen und Besiedlung ein Gesamtkunstwerk. Die Turmspitzen setzen dem Ensemble den I-Tupfen auf, dachte ich vor nunmehr fast fünf Jahren auf meiner ersten Fahrt durch eine mir gänzlich fremde Gegend. An *Bleistifte* dachte ich beim Anblick der erstaunlich schlanken Himmelstürme, an scharf gespitzte, unwirklich präzise Bleistifte, und ich stellte mir vor, wie diese Region einst entstanden war (und jetzt, im Augenblick meines ersten Besuches, vor meinen Augen, in meiner Wahrnehmung, entstand):

Ein begnadeter, unsichtbarer Zeichner nimmt einen solchen bleistiftspitzen Turm zur Hand, und entwirft. Ein Kirchturm zeichnet sozusagen sich selbst, dazu den Hügel, auf dem das zugehörige Gotteshaus steht; ruft sich gewissermaßen ein weiteres Mal zeichnerisch selbst ins Leben samt wundersam geschlungenem Pilgerweg und blühenden oder reichlich Frucht tragenden Obstbäumen auf beiden Seiten des Anstiegs – und hört und hört nicht auf zu zeichnen, zeichnet weitere Kirchtürme und Anhöhen und Kreuzwege, Apfelbäume, ein Stück des grünströmenden Inns, eine Siedlung. Ein Tiroler Gesamtkunstwerk nach dem

anderen würde so aufs „Blatt der Schöpfung“ skizziert. Auf diese Weise entstünde ein bleistiftleichter Plan, dachte ich, und während sich das Zeichenblatt füllt, ziehen schon die ersten Menschen in die Skizze ein, bewohnen sie mit ihren Träumen, Ideen und Bedürfnissen, mit ihrer Liebe, ihrer Arbeit. Noch ist ihre Umgebung eine offene, künftige, im Entstehen begriffene, nur angedeutet in leichten Linien, noch sind die Lebensläufe der Bewohner offen, reizvoll, wunderbar...

Ich fahre durch ein ganz und gar fiktives Land, dachte ich, durch ein skizzenhaftes *und* erinnertes Land. Ein Land von gestern, oder eins von morgen? Bezaubert es mich, täuscht es mich, dieses neue, alte Land Tirol?

Meine Ankunft in der Stadt Schwaz, wo ich mich zwei Monate lang aufhalten sollte, fiel auf einen Samstagnachmittag. Die Geschäfte in der Innenstadt waren bereits geschlossen, kaum ein Mensch auf der Straße, umso präsenter war die Architektur. Als Fremde in der Stadt hatte ich das Bedürfnis, mich rasch zu orientieren und prägte mir den Grundriss und die markantesten Gebäude so gut es ging ein. Durch die Franz-Josef-Straße, die Hans-Sachs-Gasse, die Ludwig-Penz-Straße, die Fuggergasse und die Burggasse etwa gehend, vorbei an einmaligen Gebäuden wie die Pfarrkirche, das Rabalderhaus, die Klöster, das Rathaus, entstand in mir ein innerer Stadtplan, eine Art mentales Tattoo. Ich war gespannt, nervös, wünschte mir, die Fremdheit zu überwinden und mich auszukennen, spannte alle Sinne an. Wo war ich gelandet? Träumte ich diesen Ort nur? Existierte er wirklich? Und ich selbst?

In den kommenden Tagen würde ich mich fragen: Warum grüßte mich hier jeder? Sogar Jugendliche – in aller Herzlichkeit und Selbstverständlichkeit!? Hatte ich hier schon einmal gelebt und es vergessen? Es schlicht nicht bemerkt? Als ein Besucher auf Zeit ist man ein Mensch, der zugleich ankommt und geht. Man grüßt, durchaus herzlich, und ist schon auf dem Sprung davon. Alle sind wir Besucher auf Zeit, als Erdenbürger kommen wir einmal zur Welt, um eines so feststehenden wie unberechenbaren Tages für immer zu gehen. Den eher Sesshaften, Ortsansässigen ist die Zeitlichkeit ihres Daseins vielleicht nur weniger bewusst als manchen Reisenden, für die Ankunft und Abschied sich in beständiger Bewegung nahezu aufheben. Die Flüchtigkeit ihres Aufenthalts ist den Ansässigen verschleiert durch ihre Routinen, Vertrautheiten, Verwandtschaften, Verstrickungen, Rituale, ihre vermeintlichen Sicherheiten, ihrem Alltagsallerlei, einschließlich ihrer Langweile. Auch die Stadt, in der ich seit vielen Jahren lebe, schlägt mich durch meine Gewohnheiten mit Blindheit; der Sinn scheint stillzustehen, und es kehrt erst Bewegung in meine alltägliche Welt, wenn ich mir die Augen reibe und schaue, schaue, schaue, bis die Erscheinungen ihre Selbstverständlichkeit verlieren und das Sonderbare, Wunderbare aus ihnen hervorschimmert. Lange, lange schauend werde ich mir selbst zu einer Fremden, die ihre Umgebung wie zum ersten Mal wahrnimmt in ihren Wesenheiten.

„In jeder neuen Stadt, in die der Reisende gelangt, findet er ein Stück seiner Vergangenheit wieder, von dem er gar nicht mehr wusste, dass er es gehabt hatte: Die Fremdheit

dessen, was du nicht mehr bist oder nicht mehr besitzt, erwartet dich am Eingang zu fremden und nie besessenen Orten“, schreibt Italo Calvino in seinem poetisch-philosophischen Erzählwerk *Die unsichtbaren Städte*. Calvinos Text bezieht sich auf den historisch belegten mehrjährigen Aufenthalt Marco Polos im Reich der Mitte. Der Venezianer Polo reiste in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durchs Land und kehrte mit seinen Berichten regelmäßig in die Verbotene Stadt zurück, um dem Mongolenführer und Kaiser von China, Kublai Khan, Bericht zu erstatten. Der Khan, ein Enkel des legendären Dschingis Khan, herrschte über das damals größte Reich der Erde, das fast den gesamten Eurasische Kontinent umfasste. Aufgrund der ungeheuren Distanzen konnte der Kaiser unmöglich die Städte und Länder, die ihm unterstanden, in eigener Person besuchen. Beschwerliche, gefährvolle Reisen von vielen Wochen und Monaten lagen zwischen ihnen, sodass er auf die Berichte Dritter angewiesen blieb, um sich eine Vorstellung seines von vielen verschiedenen Völkern bewohnten Herrschaftsbereichs zu machen, seine Regierungsgewalt auszuüben, Rebellionen abzuwehren und seine politischen und kulturellen Ideen (er selbst bekannte sich zum Buddhismus und führte diesen als Staatsreligion ein; Tibet erhielt während seiner Regierungszeit seine heute wieder geforderte Autonomie) durchzusetzen. In Calvinos Roman wird der große Herrscher zum Fragenden und zum Zuhörer, sein Reich zur beständigen Erzählung, zu einem immensen Land in der eigenen Vorstellungskraft.

Was hätte der Weltreisende Marco Polo über Schwarz berichtet? Der große Schatz der Stadt Schwarz ist unsichtbar,

liegt für das Auge verborgen tief im Berg. Als mittelalterlicher Berichterstatter wäre meine Beschreibung des Ortes, seiner Bedeutung, seiner Bewohner, seiner Herren und (Gast-)Arbeiter vollkommen anders ausgefallen als in späteren Epochen, etwa als die edlen Metalle längst gehoben und „versilbert“ worden waren, die Fugger und Tausende von Knappen vieler Länder die Stadt wieder verlassen hatten, und der Berg, der einige Jahrzehnte lang für beträchtlichen Reichtum einzelner Personen und den Broterwerb vieler Menschen gesorgt hatte, niemanden mehr ernährte; wieder anders würde mein Bericht dreihundert Jahre später ausfallen, als die Stadt, angezündet von Napoleons Truppen, in Flammen aufging und viele ihrer Kostbarkeiten und lebensnotwendigen Einrichtungen teils für immer verloren gingen; wiederum anders klängen meine Nachrichten aus den Hungerjahren, die den Freiheitskriegen folgten. Wieder anders hätte ich zu schreiben zum Zeitpunkt der Gründung der Tabakfabrik um 1830 und neuer Hoffnung für die Bevölkerung. Zur Zeit des Nationalsozialismus und Kriegs hätte ich mich mit einer wiederum gewandelten Realität zu befassen; und wieder hätte ich ganz neu hinzusehen in den Jahren der Nachkriegszeit, dem Weg einer Stadt und ihrer Menschen in eine demokratische Gesellschaft... Viele Ansichten einer Stadt entstünden so durch die Jahrhunderte. Blicke Schwarz durch all diese widerstrebenden Bilder in ihrer Eigenart und Besonderheit hindurch zu erkennen? Könnte es sein, dass wir manchmal ein wenig überstürzt von Tradition und Identität reden, die es, wie auch immer, zu bewahren und zu pflegen gelte? Haben unsere Städte durch die Zeiten nicht nur immer wieder ihr Aussehen verändert, sind

Einwohnerzahlen angewachsen und gesunken, Wirtschaftszweige entstanden und eingegangen, sondern hat sie nicht auch immer wieder ein anderer Geist durchdrungen, und längst nicht immer Geister, die wir heute wieder herbeirufen und beschwören wollen?

Nehmen wir einen jener spitzen Kirchtürme im Inntal, stellen wir ihn auf den Kopf und bewegen wir sanft und beherzt unsere schöpferischen Hände übers Skizzenpapier: Vielleicht ist die Frage, „Wie haben wir, sprich unsere Ahnen, einmal gelebt?“, gar nicht so entscheidend, auch nicht, „Welches Brauchtum haben wir hochzuhalten?“ Vielmehr: „Welche Geste wäre jetzt, in diesem Augenblick, schön, kühn, lebendig, im besten Sinn utopisch, und *vielleicht* nachahmenswert für unsere kommenden Generationen?“

Inzwischen besuche ich Schwarz wenigstens einmal jährlich. Wie bei der Reise durch die Jahrhunderte wären meine Berichte von Jahr zu Jahr recht unterschiedlich ausgefallen. Besagte Tabakfabrik stand bei meiner Ankunft bereits still und bot eine sehr lebhafteste Projektionsfläche für die unterschiedlichsten, spannenden Phantasien und Notwendigkeiten, was sich in ihren Räumen wohl alles abspielen und dort Platz finden könnte. Dann erlebte ich das Areal im Abriss; nach dem Abriss als Leerstelle, eine Schneise, die Luft zwischen dichter Bebauung und dem Flussufer schafft, herrlich! Sollte hier etwa ein Park entstehen, ein Freiraum für spontane, flüchtige, reversible Nutzungen in bester Uferlage, Freiluftkonzerte, Freiluftkino, Picknick, Biergarten für alt und jung, für Einheimische und Fremde, Tanz unter Sternen und bunten

Lampions, und im Winter eine Eisbahn? Schade, es ist anders gekommen. Heute präsentiert sich das ehemalige Fabrikgelände als raumgreifende Baustelle. Phantasien wecken die massiven Betonwände kaum, offenbar soll das Grundstück in zentraler Lage baulich maximal ausgenutzt werden. Ob sich soviel Zweckmäßigkeit und erhoffte Einnahmeträchtigkeit rechnet – heute noch? Ich dachte, die mitteleuropäischen Sommer würden immer heißer... (In Freiburg, wo ich lebe, geht zwischen April und Oktober niemand mehr ins Theater oder ins Konzert, die Biergärten dagegen sind überfüllt, alle wollen nur eins: draußen sein!)

Wieder denke ich an die Kirchturmspitzen wie Bleistifte, daran, dass ich bei meinem ersten Besuch den Eindruck hatte, ich fahre durch ein ganz und gar fiktives Land, ein skizzenhaftes und erinnertes Land, ein Land von gestern, oder eins von morgen?

Susanne Fritz im Mai 2011